

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mkr. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungskarte Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 94.

Sonabend, den 23. April 1898.

5. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Oberbürgermeister und Oberpräsident. In der Königsberger Stadtverordneten-Versammlung ist eine Angelegenheit, die seinerzeit in den weitesten Kreisen Aufsehen erregte, zu einem für das Bürgerthum nicht gerade rühmlichen Abschluß gelangt. Es handelt sich um einen Zwischenfall bei der Zentennarfeier. Die Spitzen der Behörden fanden sich an diesem Tage am Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu einem Festakt zusammen, wobei der Oberpräsident Graf v. Bismarck den Oberbürgermeister Hoffmann, der ihn begrüßte und die Hand reichte, in der auffälligsten Weise „schnitt.“ Der Grund für dieses Benehmen des Oberpräsidenten war in dem Konflikt anlässlich der bekannten Börsengarten-Affäre zu suchen. Durch diese Behandlung des Stadtoberhauptes fühlte sich nunmehr das ganze Bürgerthum, d. h. das zahlungsfähige, beleidigt und der Oberbürgermeister wurde von der Stadtverordneten-Versammlung gedrängt, eine Beschwerde über den Oberpräsidenten an den Minister des Innern zu richten. Lange Zeit ist darüber ins Land gegangen, man wählte schon Gras über die ganze Angelegenheit gewachsen, als kürzlich ein Stadtverordneter so neugierig war, den Oberbürgermeister zu fragen, wie es denn um die Sache stände. Und so mußte der Beleidigte denn in der letzten Sitzung berichten, daß der Minister des Innern auf sein Schreiben hin, gar nichts veranlaßt habe. Ein großer Theil der Stadtväter hätte sich des lieben Friedens willen am liebsten mit der bloßen Kenntnissnahme dieses Verdictes begnügt, wenn nicht der „entschiedene“ Füllgel unseres Stadtparlamentes die Gelegenheit benützt hätte, jetzt kurz vor den Wahlen wieder einmal den „Radikalen“ und „Steifnachigen“ herauszustecken.

Bis zu einer nochmaligen Beschwerde vermochten die „Unentwegten“ sich nicht aufzuschwingen, sondern sie begnügen sich mit folgender, auch nur mit einer Majorität von 10 Stimmen angenommenen Resolution:

„Die Stadtverordnetenversammlung spricht ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß in der die gesamte Stadt angehenden Angelegenheit des Verhaltens des Herrn Oberpräsidenten gegenüber dem Herrn Oberbürgermeister die königliche Staatsregierung sich nicht veranlaßt gefühlt hat, die der Stadt Königsberg angegebene Kränkung durch eine Mißbilligung jenes Verhaltens zu tätigen.“

Wird der Herr v. d. Recke sich das zu Herzen nehmen, oder auch noch gar der Herr Wilhelm v. Bismarck? Von letzterem ist es wohl am wenigsten anzunehmen, denn der kennt seine lieben Königsberger Bürger und hat besonders in der letzten Zeit erfahren, was er denen alles bieten kann. So ließ er sich kürzlich als er zu einem Diner geladen wurde, von dem bürgerlichen Gastgeber, die Liste der Eingeladenen senden und strich einfach die ihm nicht genehmen Personen weg, dem Gastgeber anheimstellend, entweder diese wieder auszuladen, oder auf seine Anwesenheit zu verzichten. Der stolze Bürgermann, ein reicher Kaufmann, apporirte und der Sohn des Alten in Friedrichsruh erschien. Dieses Zensuramt hat der Provinzgewaltige übrigens mehrfach und meist mit Erfolg ausgeübt; die Betroffenen wagten nicht zu mucken, ja, sie schätzten es sich zur Ehre, so behandelt zu werden. Ihnen schwebte jedenfalls das vor Jahren gefallene Wort eines nationalliberalen Führers vor, „Hunde sind wir ja doch!“ Also zu tragisch wird der Herr Oberpräsident den Beschluß der Stadtverordneten-Versammlung nicht nehmen und er wird das Königsberger Bürgerthum solange nach seinem Belieben behandeln, als Leute unter sich birgt, welche es sich zur Ehre schätzen, getreten zu werden.

Der König von Saarabien kapitulirt vor den Bündlern. Frhr. v. Stumm hat 1892, 1893 und 1894 für die neuen Handelsverträge und damit auch für die Herabsetzung der Kornzölle gestimmt. In einer Wahlversammlung in Neunkirchen erklärte er jetzt, daß dies ein Fehler gewesen sei, und er ihn durch ein energisches Eintreten für höhere Zölle nach Ablauf der Handelsverträge wettmachen wolle.

Einem Ansturm gegen das Gewerbegerichts-Gesetz unternimmt die freikonservative „Deutsche Volkswirtschaftliche Korrespondenz.“ Die Thatfache, daß auf die Besetzung der Gewerbeichterstellen die Arbeiter einen maßgebenden Einfluß haben, ist denen von Stumm schon

längst im höchsten Maße zuwider. Haßt das unternehmerliche Progenium doch jegliche selbstständige Bethätigung seiner Lohnsklaven. Die „Deutsche Volksw. Korresp.“ fordert nichts Geringeres als eine vollständige Beseitigung des Arbeiterinflusses auf die Gewerbegerichte. Sie denkt sich die Sache so, daß der jetzige Wahlmodus aufgehoben und die Gewerbegerichts-Beisitzer künftig durch die Stadtverordneten erwählt werden sollen. Bei der Rückständigkeit des kommunalen Wahlrechts in den meisten Städten und dem daraus folgenden reaktionären Charakter der Stadtverordneten-Kollegien würden auf diese Weise die Vertrauensmänner der Arbeiterthätigkeit durchaus beseitigt werden und es würde die bewährte Rechtsprechung dieser Gerichte den einseitigen Unternehmernauffassungen und Unternehmerinteressen ausgeliefert werden.

Auf allen Gebieten sucht die blindeste Reaktion sich Platz zu schaffen. Selbst die mildesten sozialpolitischen Maßnahmen des heutigen Staates will die Hiere der Schlotbarone rückgängig machen.

Es ist gut, daß alle diese schändlichen Zumuthungen sich gerade jetzt ans Tageslicht hervorwagen. Die Arbeiterschaft weiß, wessen sie sich zu versehen hat, wenn sie bei der bevorstehenden Wahl nicht mit eisernem Wesen das reaktionäre Gezicht hinaussetzt.

Arbeiter, rüstet zum 1. Mai!

Das Recht der Freizügigkeit in Gefahr! Unter dieser Stichmarke schreibt die „Volksw.-Zeitung“:

„Im preussischen Abgeordnetenhaus sind die junkerlichen Reaktionären und die, so ihnen anhängen, dank unserem herrlichen Dreiklassenwahlsystem so zu sagen unter sich, und sie brauchen daher kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn es sich um die Geltendmachung ihrer Interessen auf Kosten derer handelt, die durch das Klassenwahlrecht politisch deklassirt sind. Daß sie sich denn auch in der That nicht im Mindesten geniren, zeigte sich recht anschaulich in der Debatte des Abgeordnetenhauses, welche die Interpellation des Centrumsabgeordneten Szmulza über die „Leutenoth“ auf den ostelbischen Latifundien zum Gegenstande hatte. Unsere Agrarjunker kennen die Gründe, welche die ostelbischen Landarbeiter zur Flucht aus ihrer Heimath treiben. Daß sie diese Gründe nicht anerkennen, daß sie nichts thun, um die Ursachen des Uebels und damit das Uebel selbst zu beseitigen, nimmt Niemanden Wunder, der dieses Geschlecht kennt: müßte es sich doch selbst von Grund aus bessern, wenn eine Erleichterung in den elenden sozialen Verhältnissen der Landarbeiter eintreten sollte! Dazu aber hat es weder den Willen noch die sittliche Kraft.“

Daß das Agrariertum und der reaktionäre Troß, der ihm folgt, Oberwasser hat bei uns zu Lande dargestellt, daß ihnen die Regierung nicht bloß nicht entgegentritt, sondern Schritt für Schritt vor ihnen zurückweicht, soweit daß sie selbst das kostbarste Recht eines nach Millionen zählenden Theiles der Bevölkerung, die persönliche Freiheit, um ihretwillen in Frage zu stellen gewillt ist, das ist es, was die politische Lage in Preußen so unendlich traurig und hoffnungslos erscheinen läßt.

Denn was bedeutet es anders als den Entschluß der preussischen Regierung, den Landarbeitern das Recht der persönlichen Freiheit vorzuenthalten, wenn die von dem Landwirtschaftsminister Freiherrn (v. Hammerstein) verlesene Erklärung des Staatsministeriums ausdrücklich besagt, daß die Regierung ernstlich erwägen werde, ob und eventuell durch welche Mittel eine Beschränkung der Auswüchse des Rechtes auf Freizügigkeit zu erstreben sein wird? Was in Regierungskreisen unter Auswüchsen eines politischen Rechtes verstanden wird, das hat man aus der lex Recke zur Beschränkung der „Auswüchse“ des Vereins- und Versammlungsrechts gesehen. Das ganze Vereins- und Versammlungsrecht war der Auswuchs, der durch die lex Recke unseligen Angebens abgechnitten werden sollte, und auf ein Abschneiden der Freizügigkeit werden auch die Maßnahmen der Regierung zur Beschränkung dessen auslaufen, was sie Auswüchse oder Freizügigkeit nennt.

Der Minister hat zwar versichert, daß das Recht der

Freizügigkeit an sich unangetastet bleiben soll. Allein wer kann diese Versicherung für baare Münze nehmen? Das Recht der Freizügigkeit ist das Recht eines jeden Staatsbürgers, überall im preussischen Lande nach freier Wahl seinen Wohnsitz nehmen zu dürfen. Eine Beschränkung läßt dieses Recht nicht zu, es hört vielmehr auf zu existiren, sobald es in irgend einem Punkte gemindert wird. Und daß es aufhöre zu existiren, das eben ist der schrecklichste Wunsch unseres Junkerthums und seines reaktionären Anhangs.

Selbst nationalliberale Blätter protestiren gegen jeden Versuch, die ländliche Bevölkerung wieder zu Schollenklaven herabzudrücken. „Die Freizügigkeit“, so schreibt die „Königliche Zeitung“, „ist dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen und zu einem Grundrechte des deutschen Volkes geworden, an dem sich nicht rütteln läßt, auch dann nicht, wenn es für den Großgrundbesitzer im Osten Nachteile mit sich bringt.“

Ob der Optimismus des nationalliberalen Blattes berechtigt ist? Ein schwerer Fehler wäre es jedenfalls, wenn man es ohne Weiteres glauben wollte. Das Recht der Freizügigkeit beruht auf einem Reichsgesetz, Modifikationen dieses Rechts können also nur vom Reichstage ausgehen. Selbst bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstages wäre es zweifelhaft, ob wirklich reaktionäre Versuche zur Vernichtung des Freizügigkeitsrechtes glatt zurückgewiesen werden würden; sollte aber der große Schlag gelingen, den die reaktionären Sammelbrüder gegen die Freiheit des Volkes planen, sollte bei den nächsten Wahlen die Reaktion den Sieg erringen, so wäre es um dies kostbare Recht des Volkes geschehen. Daß die Regierung zu seinem Schutze nicht allzuviel aufwenden würde, geht aus der Bemerkung des Ministers von Hammerstein hervor, daß er kein Freund der Freizügigkeit sei, und daß er, wenn sie jetzt gesetzlich stipulirt werden sollte, unbedingt gegen ein solches Gesetz stimmen würde.

Ein Gutes hat die Debatte im Abgeordnetenhaus gehabt. Sie hat wieder einmal mit aller wünschenswerthen Klarheit gezeigt, wo hin die Reaktion steuert, und sie wird daher bei den bevorstehenden Wahlen zum deutschen Reichstage für die Wähler eine ernste Mahnung sein, mit aller Kraft gegen die Gefahr anzukämpfen, die den heiligsten Gütern des Volkes, seiner politischen, seiner wirtschaftlichen und schließlich auch seiner persönlichen Freiheit, von dem schlimmsten aller inneren Feinde, von der junkerlichen Agrardemagogie droht.“

Das Kapern. Ueber den jetzigen Zustand des Kaperns veröffentlicht die „Freis. Btg.“ einen informirenden Artikel, in dem ausgeführt wird: Der bevorstehende Ausbruch des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Spanien richtet die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Frage, in wie weit dadurch der Handelsverkehr auf hoher See gefährdet wird. Diese Frage berührt die europäischen Interessen in allererster Linie.

Der Pariser Kongreß, welcher im Jahre 1856 zum Abschluß des orientalischen Krieges stattfand, faßte in dieser Beziehung folgende Beschlüsse: 1) Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft. 2) Die neutrale Flagge deckt die feindliche Ladung mit Ausnahme der Kriegskontrebande. 3) Die neutrale Waare ist mit Ausnahme der Kriegskontrebande unter feindlicher Flagge nicht nehmbar. 4) Um bindende Kraft zu haben, müssen Blockaden effektiv sein, d. h. durch eine hinreichende Macht aufrecht erhalten werden, um wirklich den Zugang zur feindlichen Küste zu untersagen. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gaben zu diesen Kongreßbeschlüssen die Erklärung ab, daß ihnen der Satz 1) ungenügend erscheine, sie wollten die Bestimmung dahin vervollständigen: „und soll das Privateigenthum von Unternehmern oder Bürgern eines kriegsführenden Staates auf hoher See der Beschlagnahme durch Kriegsschiffe des andern kriegsführenden Theils nicht unterliegen, mit der einzigen Ausnahme der Kriegskontrebande.“

Dieser Zusatz, welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika damals vergeblich beantragten, bezeichnet klar die Unvollständigkeit der Bestimmung über die Abschaffung der Kaperei. Die Meinung, daß die in Paris beschlossene Aufhebung der „Kaperei“ die Wegnahme von Handelsschiffen durch Kriegsschiffe überhaupt untersage, ist nämlich durchaus irrig. Unter Kaperei ist hier lediglich verstanden die Wegnahme von Handels-

Schiffen durch Schiffe des kriegsführenden Staates, welche nicht zu den Kriegsschiffen gehören, aber von dem betreffenden kriegsführenden Staat zur Wegnahme von Handelsschiffen ermächtigt sind. Es ist also durch jene Bestimmung von 1856 nur ein gewisses Frankturentree von See untersagt und zwar auch nur insofern, als die Wegnahme von Handelsschiffen solchen Schiffen untersagt ist, die nicht der militärischen Leitung des betreffenden kriegsführenden Staates unterstellt sind, also nicht zu dem Flottenverbände dieses Staates gehören.

Wie völkerrechtlich die Dinge liegen, ist also Spanien ebenso wie Nordamerika in der Lage, die Handelsschiffe des anderen Staates durch eigene Kriegsschiffe und auch durch Privatfahrzeuge, welche durch Kaperverbriefe dazu autorisiert sind, fortzunehmen und mit den Schiffen selbst auch die Ladung, soweit sie nicht den Vorgesetzten neutraler Staaten gehört, für gute Preise zu erklären.

Als im Jahre 1892 im Reichstag ein Antrag eingebracht wurde, eine internationale Konferenz zur Durchführung der völkerrechtlichen Bestimmungen zum Schutze des Privateigentums zur See in Kriegszeiten zu berufen, trat Reichskanzler Caprivi dem entgegen und führte aus: um einen in einer Seeschlacht Besiegten zu zwingen, Frieden zu schließen, dazu gebe es nur zwei Wege: erstens eine Landung im größeren Styl, zweitens die Verflörung des feindlichen Handels. Es wird sich nun bald zeigen, ob diese Ansicht richtig war und wie weit überhaupt eine Beschlagnahme von Schiffen der kriegsführenden Staaten auf hoher See sich verwirklichen läßt.

Frauen im Postdienst im Lichte der Erfahrung. Auf eine vom Reichspostamt in Berlin unterm 30. Oktober vorigen Jahres an die schwedische Postverwaltung gerichtete Anfrage über die Verwendung von Frauen im Postdienste ist eine ausführliche Antwort erfolgt, in der u. a. Folgendes mitgeteilt wird:

Die schwedische Postverwaltung beschäftigt gegenwärtig etwa 400 Frauen, unter denen 245 Postbeamtinnen von Postagenturen sind. Diese Postbeamtinnen erhalten höchstens 600 Kronen (675 Mark) pro Jahr nebst einer Provision von zwei Prozent der eingehenden Geldbeträge. Die übrigen Frauen sind bei den Anhalten erster und zweiter Klasse und zwar zwei als Postmeister, zwanzig als Expeditorinnen und 144 als ankeretatsmäßige Schaffnerinnen beschäftigt. Die Postmeister beziehen 1800 Kronen (2025 Mark) Gehalt, zwei Zulagen von je 400 Kr. (450 Mk.) nach fünfjährigem bezw. zehnjährigen Dienst und etwa 700 Kr. (787 Mark) Nebeneinnahmen (zusammen also 3712 Mk.). Die Expeditorinnen haben 1600 Kr. (1800 Mk.) Gehalt, zwei Alterszulagen nach denselben Gründen wie die Postmeister und etwa 300 Kronen (337 Mk.) Nebeneinnahmen, die Ankeretatsmäßigen beziehen eine Remuneration von mindestens 750 Kr. (844 Mk.) höchstens 1350 Kronen (1519 Mk.). Zwischen den männlichen und weiblichen Beamten besteht in Bezug auf Antzpflichten und Vorrechte kein anderer Unterschied als der, daß die männlichen fest angestellten Beamten 200 Kr. (225 Mk.) und die ankeretatsmäßigen 150 Kr. (169 Mk.) mehr als die weiblichen mit denselben Dienstjahren pro Jahr erhalten. Als Bedingung für die Anstellung der weiblichen Postbeamten stellt die Postverwaltung ein besonderes Examen hin. Ausserdem müssen die Postmeister und Expeditorinnen das mündige Alter erreicht haben und unverheiratet oder Witwen sein. Sobald sie sich verheirathen, verlieren sie ihre etatsmäßige Stellung, können aber als nicht etatsmäßige fernere Verwendung finden.

Ueber die Erfahrungen, die die Postverwaltung in Bezug auf die Arbeit der Frauen gewonnen hat, berichtet die Verwaltung: Im allgemeinen ist die Arbeit der weiblichen Beamten qualitativ mit der Arbeit der männlichen von gleichem Werth. Die jüngeren Beamtinnen haben aber im allgemeinen kein großes Interesse für ihre Beschäftigung, weil sie sie nur als vorübergehend betrachten. Quantitativ läßt die Frauenarbeit viel zu wünschen übrig. Ihre physische Kraft reicht in den meisten Fällen für die anstrengende Thätigkeit nicht aus, und die Frauen haben, in Folge dessen häufig einen Urkants nöthig, der bei den männlichen Beamten nicht vorkommt. Im allgemeinen ist die Arbeitsfähigkeit der Frauen vor dem fünfzigsten Jahre (d. h. also, so lange sie mit den natürlichen Störungen des Organismus zu kämpfen haben) vollständig nuzureichend. Aus diesen und anderen Gründen hat nach Ansicht der Postverwaltung in Schweden die Verwendung der Frauen im Postdienste sich als nicht besonders empfehlenswerth erwiesen.

Bekannt ist der Ausspruch des verstorbenen Generalpostmeisters Stephan im Deutschen Reichstage, daß die Frauen namentlich für den Nachdienst nicht geeignet seien. Die in Schweden gemachten Erfahrungen scheinen indess von der deutschen Postverwaltung nicht für beweiskräftig gehalten zu werden, denn es sind erst kürzlich, wie von der „Volks-Zeitung“ bereits mitgeteilt, Maßregeln zu einer umfangreicheren Einstellung von weiblichen Kräften in den Postdienste getroffen worden.

Amerika.

Die Vorbereitungen für den Krieg werden sowohl in Spanien wie in den Vereinigten Staaten mit Eifer betrieben. Nachdem ersteres in die unabweisliche Nothwendigkeit versetzt ist, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, sucht die Regierung den Patriotismus im Lande mit aller Macht aufzustacheln, um die Bevölkerung opferwillig zu machen, denn mit den leeren Staatskassen Spaniens ist schlecht Krieg zu führen. Vom Auslande aber selbst gegen hohen Zins Geld zu erhalten, dazu sind für Spanien keine großen Aussichten vorhanden, denn die Herren Kapitalisten sind nicht geneigt, ihr Geld herzugeben, wo nicht die geringste Gewähr ist, es jemals wiederzusehen. So wird die spanische Regierung auf die Hülfquellen des eigenen Landes angewiesen sein, welche durch den Krieg auf Kuba nahezu schon erschöpft sind. Ob der flammende Appell, den die Regierung durch den Mund der Königin-Regentin am Mittwoch bei Eröffnung der Cortes in der Thronrede an das Land richten ließ, die Wirkung haben wird, daß die reichen Spanier ihren Säckel ernsthaft öffnen, bleibt abzuwarten. Der „Patriotismus“ hat bei solchen Gelegenheiten schon oft versagt. Eine Depesche der „Agencia Fabra“ meldet zwar: Die Senatoren und Deputirten aller Parteien sind entschlossen, die Präntionen der Vereinigten Staaten energisch zurück-

zuweisen und die für den Krieg nothwendigen Kredite zu bewilligen, aber mit dem Bewilligen der Kredite hat man das Geld noch nicht und darauf kommt zur Führung des Krieges Alles an. Den spanischen Geldleuten scheint aber schon der Schreck in die Glieder gefahren zu sein. Ein Telegramm aus Madrid besagt: An der Börse ist eine neue Panik ausgebrochen. Der Wechselkurs beträgt 63 pCt. Das steht nicht danach aus, als ob das Geld für die spanische Regierung so leicht fließen werde. Sollte die Regierung aber zu Zwangsanleihen greifen, so würde der „Patriotismus“ der Kapitalisten sehr schnell verflüchten.

Ueber die weitere Entwicklung der Dinge liegen folgende Nachrichten vor:

Madrid, 20. April. Nach der Eröffnungsfeier der Cortes traten die Minister zu einer längeren außerordentlichen Sitzung zusammen. Nach Beendigung des Ministerrathes erklärte Ministerpräsident Sagasta einem Vertreter der „Agencia Fabra“ auf Befragen: Die Regierung habe keine amtlichen Nachrichten hinsichtlich des Ultimatum's des Präsidenten McKinley erhalten. Der amerikanische Gesandte, Woodford, habe seine Pässe noch nicht verlangt, Ministerpräsident Sagasta fügte hinzu: „Der heutige Ministerrath habe sich ausschließlich mit der Kriegsfrage, den militärischen Zurüstungen, sowie mit den Schiffszurüstungen beschäftigt. Die Entscheidungen seien indessen vorbehalten worden.“

Der amerikanische Gesandte, Woodford, hat das Ultimatum erhalten und wird es morgen der spanischen Regierung überreichen. Sämmtliche Beamte der amerikanischen Gesandtschaft schlofen heute in dem Hause Woodfords.

Sagasta wird das Ultimatum weder mit einer Kriegserklärung noch sonstwie beantworten, sondern einfach ignoriren und das militärische Vorgehen der Vereinigten Staaten abwarten.

Washington, den 20. April. Der spanische Gesandte, Bernabe, und die Mitglieder der Gesandtschaft verlassen Washington heute Abend 7 Uhr. Dem diplomatischen Brauche gemäß wird das Ultimatum nicht früher veröffentlicht, bis es in den Händen der spanischen Regierung ist. Es ist aber Thatsache, daß McKinley eine Kopie der Resolutionen des Kongresses mit einer Note überfandte, worin er sagt, er habe die Resolutionen unterzeichnet und verlange, daß Spanien die Land- und Marinekräfte von Kuba und den kubanischen Gewässern, gemäß dem Wortlaute der Resolutionen, zurückziehe. Das Datum der Zurückziehung wird nicht präzisirt. Die Note schließt, wenn bis Sonnabend nicht befriedigende Antwort vorliegt, werde der Präsident die Resolutionen sofort zur Ausführung bringen. Der amerikanische Gesandte, Woodford, ist bis jetzt noch nicht angewiesen, Madrid zu verlassen und wird dort wahrscheinlich bis Sonnabend bleiben, um Spanien Gelegenheit zur Antwort zu geben. Die im Ultimatum Spanien zur Beantwortung gestellte Frist läuft am Sonnabend um Mitternacht ab.

Das Repräsentantenhaus nahm ohne besondere Abstimmung eine Vorlage an, durch die der Präsident ermächtigt wird, Freiwillige aufzurufen. Offiziell wird bekannt gegeben, die Vereinigten Staaten würden im Falle des Krieges nicht zu dem Mittel greifen, Kaperverbriefe auszustellen. Es wird angekündigt, die Regierung werde bei Ausbruch des Krieges folgende Bedingungen machen: 1) Neutrale Flagge des feindlichen Gutes mit Ausnahme von Kontrebande. 2) Neutrales Gut, das nicht Kontrebande ist, unterliegt der Konfiskation auch unter feindlicher Flagge nicht. 3) Blockaden müssen, um bindend zu sein, thatsächlich ausgeführt werden.

Ein Spezial-Korrespondent des „Daily Telegraph“ in Key West meldet: 23 Schiffe der amerikanischen Flotte, klar zur Aktion, erwarten unter Dampf den Befehl zum Auslaufen nach Havana. Die ganze reguläre Armee soll jetzt konzentriert sein bei Cienfuegos, Mobile, New-Orleans und Tampa.

Um die „Begeisterung“ der spanischen Bevölkerung für den Krieg anzufachen, sucht man diese allem Anscheine nach in niederträchtiger Weise über die Stimmung auf Kuba zu täuschen. So verbreitet man in Spanien ein angebliches Telegramm aus Havana, welches berichtet: Ueberall herrscht großer Enthusiasmus, die Bevölkerung ist gegen die Yankee's. Eine Invasion ist nicht so leicht, wie die Amerikaner glauben; abgesehen von der regulären Armee sind 83 000 Freiwillige entschlossen, das Land zu verteidigen. Ueber die Bewegungen der spanischen Kriegsschiffe herrscht absolutes Still-schweigen; man glaubt, der erste Zusammenstoß zur See werde an einer Stelle erfolgen, von der er am wenigsten erwartet werde.

Und die „Agencia Fabra“ meldet: Marshall Lopez Dominguez erklärte auf Befragen, er glaube, die kubanischen Aufständischen würden schließlich gemeinsame Sache mit den Spaniern gegen die Yankee's machen. — Die Admirale Beranger und Butler äußerten, man dürfe das größte Vertrauen auf die spanische Flotte setzen. Der Marineminister sprach sich in gleicher Weise aus.

Direkt entgegengesetzt lauten die Nachrichten aus anderer Quelle. Die „Times“ melden aus Havana vom 17. ds. Mts.: Die Behauptungen, daß die Kubaner bereit seien, an der Spitze der Spanier gegen Amerika zu fechten, seien absolut grundlos; der Waffenstillstand habe vollkommenen Fiasco gemacht. Die Insurgenten weigerten sich, ihn in irgend einer Weise anzuerkennen.

Die Meldungen der spanischen Behörden, daß die Feindseligkeiten eingestellt worden, seien un wahr. Die spanischen Truppen sollen ihre Operationen so fortsetzen, wie vor der Verkündigung des Waffenstillstandes. Die Truppen hatten gestern an verschiedenen Punkten Pinar del Rio's die Aufständischen angegriffen. — Der für die Regierung zugängliche Kohlenvorrath auf Kuba umfaßt 80 000 Tons.

Der drohende Kriegsausbruch macht sich aber auch in seinen Wirkungen schon in anderen Ländern fühlbar. Aus London wird gemeldet, daß in Hinsicht auf die Kriegsgefahr der Preis des Weizens im ganzen Lande steigt.

Lüben und Nachbargebiete.

22. April.

Achtung, Tischler! Wegen Verlängerung der Arbeitszeit haben die bei Zimmermeister Torkuhl beschäftigten Kollegen die Arbeit eingestellt. Zugang ist streng fernzuhalten. Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Achtung, Bäcker! Ueber die Brodfabrik von Evers, Kommandit-Gesellschaft, Rakeburger Allee 106, ist wegen Entlassung von drei Kollegen die Sperre verhängt. Zugang ist fernzuhalten. Der Vorstand

der Zahlstelle Lübeck des „Deutschen Bäcker-Verbanbes.“

F. A.:

U. Breithaupt.

Zugang ist fernzuhalten! Die Müllfabrikanten haben sich, wie vorausgesehen war und jedenfalls den Intentionen des Arbeitgeber-Verbandes entsprach, in der bekannten Sache Wasserstraße u. Gen. gegen Rohde u. Gen. an das Reichsgericht gewandt. Der Termin findet am 9. Mai statt.

Mit zerschossener Front rückt nach wohlweiser Meinung des nationalliberalen Amtsblattes die Sozialdemokratie in den Wahlkampf. Das Blatt thäte gut, Pfaster auf die Wunden der eigenen Partei zu legen. Es ist sehr wohl möglich, daß diese überbaute nicht anders mehr als landbändlerisch etikettirt in den Reichstag einziehen wird. In Hannover z. B. strecken ihre Mannen überall vor den Bischöfen und Häupten die Waffen, und wenn noch einige wenige eigene Kandidaturen übrig bleiben, so liegt das einzig daran, daß die Bändler noch keinen geeigneten Mann fanden. Es erscheint schon jetzt klar, so sagt der „Vorwärts“ mit Recht, daß keine Partei zerschundener und zerfetzter aus der kommenden Wahlschlacht hervorgehen wird, als gerade die national-liberale. Verdient hat sie es reichlich!

Dem Verdienste seine Kronen! In einer der „N. N. C.“ entnommenen Polemik gegen die Freisinnigen führt das Amtsblatt als Unterzeichner des Antrages auf Verbot der Surrogate u. bei der Bierbereitung auch einen Abgeordneten Dr. von Götz auf. Das hat der Verbreiter der Holzstraßen um das liberale Bürgerthum vollauf verdient. Was dem Riquel recht ist, muß dem Götz billig sein.

Vom Tage. In Haft geriet ein von der Staatsanwaltschaft Frankfurt a. M. wegen Diebstahls stechbrieflich verfolgter Handlungsgehilfe.

Entmündigung. Die Wittwe des Apothekers Georg Eduard Carl Ahle zu Lübeck, Feodora Henriette Caroline Wilhelmine geb. von Pflug, zur Zeit in Hamburg, Neue Brennerstraße 25, ist durch Beschluß des hiesigen Amtsgerichts vom 15. April 1898 wegen Verschwendung entmündigt. Am 21. April 1898 ist durch das hiesige Amtsgericht der Rechtsanwalt Dr. Georg Albrecht Priess zu Lübeck, Breitestraße 39, zu ihrem Beisitzer bestellt.

Die Jahresabrechnung der Ortskrankenkasse für 1897 bilanzirt mit 290 344,22 Mk., die der Ortskrankenkasse, Invaliditäts- und Altersversicherung mit 68 692,30 Mk., die der Hebe- und Meldestelle für Invaliditäts- und Altersversicherung mit 73 694,92 Mk. Die reinen Einnahmen und Ausgaben der Ortskrankenkasse betragen bei einem Ueberschuß von 20 045,14 Mk.: 152 296,38 Mk., das Vermögen Ende 1897: 126 116,74 Mk. oder 19 460,64 Mk. mehr als im Vorjahre. Aus dem Vorstande der Ortskrankenkasse schieden 1897 aus die Herren Cuwie und Warncke (Arbeitgeber), Rohwedder, Fahrmarkt und Lehmann (Arbeitnehmer); an deren Stelle traten die Herren Coleman und Bud bezw. Martens, Steudel und Meyer. Die Kasse setzte im Laufe des Jahres die Beiträge herab und erhöhte die Leistungen. Dem Reservefonds wurden 29 000 Mk. überwiesen. Die durchschnittliche Mitgliederzahl betrug 6806. Als Kassenärzte neu angestellt wurden Herr Dr. Schlüter (Naturheilkunde) und Herr Dr. Hennings (Frauenkrankheiten). Von drei gegen Ärzte eingelaufenen Beschwerden wurde eine als begründet erachtet. Von den 69 freiwilligen Krankenkontrolloren wurden 3575, von den Kassenboten 3302 Krankenbesuche ausgeführt und 99 Anzeigen erstattet, von denen 26 zu Strafen in Gesamthöhe von 94,80 Mk. führten. Wegen unterlassener oder falscher Meldungen, sowie wegen unterlassener Abführung der Beiträge sind gegen 15 säumige Arbeitgeber, die bereits vorher wiederholt von der Verwaltung auf die Folgen ihrer Säumseligkeit hingewiesen waren, Strafanzeigen erstattet worden, die in allen Fällen zur Bestrafung der Säumigen geführt haben. Nicht uninteressant ist die Statistik der Krankheiten, doretwegen die Mitglieder behandelt werden mußten. In 613 Fällen waren es

Erkrankungen der Athmungsorgane und Typhus, in nicht weniger als 470 Fällen **Kontusionen, Verrenkungen und Verletzungen**. Rechnet man hinzu, daß außer der Ort-Krankenkasse noch etwa ebensoviele Mitglieder freier Hilfskassen existiren, so kann man annehmen, daß auf das Risiko der Arbeit annähernd 1000 Fälle kommen. Es würde sehr zu empfehlen sein, wenn seiend sämmtlicher Klassen eine genaue Statistik geführt würde über die Art dieser Unfälle und die Art der Verleete. Es wäre damit die Unterlage gegeben für die Zukerbeitung weiterer Unfallverhütungsmaßregeln, welche nicht nur im Interesse der Arbeiter, sondern auch in dem der Klassen liegen würden! Lungenheilstätten wurden 22 Mitglieder überwiesen. An Anträgen waren 29 gestellt, darunter 19 von weiblichen Personen.

Der freie Turner. Liederbuch für Turner und Arbeiter. 3. Auflage. Herausgegeben vom Arbeiter-Turnerbund. 800 Seiten. Preis geb. 50 Pfg., Porto extra 10 Pfg. Dieses Liederbuch enthält außer den Turnersliedern auch noch fast alle bekannteren Arbeiter- und Volkslieder, so daß es nicht nur für Turner, sondern auch für jeden Arbeiter werthvoll und nützlich ist. Der sehr billige Preis, das handliche Format und die gute Ausstattung werden zur weitesten Verbreitung dieses Liederbuches in Turner- und Arbeiterkreisen gewiß mit beitragen. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle der „Arbeiter-Turn-Zeitung“. (Hermann Haub, Probstheba-Leipzig.)

Guth. Dr. Semmler und das Reichstagswahlrecht. Herr Dr. Semmler, der national-liberale Reichstagskandidat des 1. oldenburgischen Wahlkreises, sendet den „Oldenb. Nachr. für Stadt u. Land“ nachfolgende Erklärung: „Ich habe bei Gelegenheit meiner ersten Rede in Oldenburg meine Stellung zum Wahlrecht klar gestellt. Mir wird mitgetheilt, daß an meinen damaligen Erklärungen von gegnerischer Seite gedeutet wird. Ich erkläre darum hiermit noch einmal, daß ich rückhaltlos auf dem Boden des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts stehe.“ — Dazu bemerkt das „Hamburger Echo“ mit Recht: Sollte Dr. Semmler wirklich ganz vergessen haben, daß er selbst es war, der vor einigen Jahren die „große Aktion des Reichstagswahlvereins gegen das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht einleitete, als Redner und Verfasser einer geharnischten Resolution gegen das bestehende Reichstagswahlrecht? Oder hält er Andere für so gedankenschwach, daß sie die Aktion des sammelblonden Knaben vergessen haben und er es deshalb wagen kann, den Wählern etwas vorzukunftern?!

Ans dem Fürstenthum Lübeck dringen „Semmler“ rufe in unsere hiesige bürgerliche Presse zum „gemeinschaftlichen Kampf gegen das reichsfeindliche Element und zum Ausgleich der staatserkhaltenden Parteien unter sich in ihren Wünschen und Ansichten über einen gemeinsamen Kandidaten, der den Ordnungsparteien die Gewähr innerhalb der Möglichkeit leistet, daß er ihr gemeinsamer Kandidat sein kann und will“. Der geschriebene Stil in dem das Wittgesch des Ordnungskassenamters abge-

faßt ist, deutet darauf hin, daß das Geschäft klar geht. Für das Fürstenthum ist es übrigens ziemlich gleichgültig, ob der Meel fertig wird oder auseinander läuft, hier wird es sich um den Kampf zwischen Sozialdemokratie und Agrariern handeln. Wie letztere auftreten, ob ungefärbt oder sammlerlich ladet, ändert an der Sache wenig. Wenn in dem ersten oldenburgischen Kreise unter den Arbeitern überall derselbe Geist der Einigkeit und Kampfesfreude herrscht, den wir an einigen Stellen mit berechtigter Gemüthung wahrnehmen, dann wird das Wahlergebnis alle gegnerischen Berechnungen über den Haufen werfen. Unerlässliche Bedingung ist freilich, daß die organisirten Genossen der größeren Orte auf dem Posten sind und mit gutem Beispiel vorangehen. Es giebt kaum einen ländlichen Distrikt, welcher der Ausbreitung unserer Ideen günstiger liegt, als gerade das Fürstenthum. Um so mehr müssen wir es uns zur Pflicht machen, hier zu erreichen, was in unseren Kräften steht. Hoffen wir, daß das „reichsfeindliche Element“ den Kampf in Ehren besteht.

Parteigenossen, gedenkt des Wahlfonds!

Wandsbek. Der Maifestzug ist, wie vorausgesehen war, von der hiesigen Polizeibehörde ohne jegliche Begünstigung verboten worden. Dem Vertrauensmann unserer Partei ging folgendes Schreiben zu:

„Auf die Eingabe vom 15. d. M. eröffnen wir Ihnen, daß wir die Genehmigung zur Veranstaltung des für den 1. Mai d. J. hier selbst geplanten Umzuges verweigern müssen.“ Die Polizeibehörde. Schoppen.“

Das Verlangen müssen Herr v. Köller generell für die ganze Provinz angeordnet zu haben. Nun, es geht auch ohne Maifestzug!

Altona. Verbot des Maifeierfestzuges. Der Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei in Altona, Genosse Toelge, hatte sich an die Polizeibehörde mit einem Gesuch um Genehmigung eines Festzuges am 1. Mai gewandt. Als Zweck der Veranstaltung war angeführt, am Tage des 1. Mai ds. Jz. durch einen Festzug den Arbeitern Gelegenheit zu geben, sich in großer Masse zusammen zu finden, um an dem Weltfeiertag der Arbeiter der hiesigen Bevölkerung kund zu thun, daß die Arbeiter gewillt sind, auf friedlichem Wege den achtstündigen Arbeitstag und damit eine Verbesserung ihrer Lebenslage zu erzielen. „Das Komitee ist der Meinung“, heißt es in dem Gesuch, „daß die Polizeibehörde in diesem Falle um so eher in der Lage sein wird, die Genehmigung zu erteilen, da sich seitens von den hiesigen Arbeitern ein solches Verlangen gestellt worden ist, andere Vereine, z. B. Arbeiter- und Kampfgenossenvereine, dagegen sehr

oft derartige Festzüge veranstalten und stets die Genehmigung der Behörde erhalten. Möge die Behörde auch hier Gleichheit für jeden Steuerzahler gelten lassen.“ Die lakonische Antwort des Polizeiamts lautet: „Auf Ihren Antrag vom 14. ds. Ms. auf Genehmigung eines öffentlichen Aufzuges am 1. Mai ds. Jz. wird Ihnen hiermit ein abschlägiger Bescheid erteilt.“

Rosenhagen. Einen Vers hierzu kann sich Jeder selbst machen. Bei der Feier der Schleswig-Holsteinischen Revolution von Gottes Gnaden am 24. März hörte man nichts von einem Verbot des Festzuges und dergleichen, im Gegentheil, Herr Rosenhagen und seine Geistesbrüder waren selbst mitten mang.

Husum. Zur Viehsperre gegenüber Dänemark wird den „Jahres-Nachr.“ geschrieben: „Wie wir schon berichtet, hatten die Herren Landtagsabgeordneter Jürgensen aus Husum und Amtsvorsteher Tönies aus Kirchspiel Garding bei dem Landwirtschaftsminister eine Audienz, um die Erlaubnis zur Einfuhr von weiblichem Rindvieh aus Dänemark zu erwirken. Leider sind die Bemühungen der Deputation erfolglos geblieben, da der Landwirtschaftsminister sich dem Antrage gegenüber ablehnend verhielt. Ob auch der Wunsch, daß die Suidbinger Quarantäne während eines längeren Zeitraumes als bisher für Wagnervieh geöffnet wird, unerfüllt bleibt, muß die Zukunft lehren. Nach dieser Ablehnung, die von unseren Viehgräsern als ein sehr harter Schlag empfunden wird, ist dem Viehgräsergeschäft an der Westküste ein günstiges Prognostikon zu stellen. Der Bedarf an Vieh ist eben ohne die Einfuhr aus Dänemark nicht zu decken, weil sich das dänische Vieh am Besten für unser Klima eignet. Versuche mit anderem Vieh, als Esch für das dänische, sind fast stets ungünstig ausgefallen.“

Briefkasten.

Parteiqualle A. Wenn der Herr sie beansprucht, hat er jedenfalls das Recht dazu.

Maifeierkomitee: Am Sonntag Nachmittag 4 Uhr im Vereinshaus. Sämmtliche von den Gewerkschaften und Vereinen gewählten Comiteemitglieder müssen erscheinen.

Sterschwanz-Viehwahl.

Der Schwanzbander verliert klar. Gemüthg. 21. April
Befughet wurden 1080 Stk. Preise: Bersandschweine, schwere 50-52 M., leichte 52-53 M., Sauen 42-46 M. und Ferkel 52-53 M. pr. 100 Pfd.

See-Berichte.

- D. „Jason“, Kap. J. Albstorn, ist am 21. April von Rotterdam weitergedampft.
- D. „Regia“, Kap. Sjöman, ist am 20. April in Hangö angekommen.
- D. „Livadia“, Kap. Wendfeldt, ist am 21. April in Swinemünde angekommen.

Mai-Feier 1898.

Sonntag den 1. Mai:

Ausflug sämmtlicher Gewerkschaften und Vereine mit Fahnen und Bannern unter Begleitung von 5 Musik-Kapellen über Gein nach **Moisling**. Aufstellung der verschiedenen Gewerkschaften und Vereine von Nachmittags 1 bis 1^{1/4} Uhr auf dem Brink vor dem Mühlenthor. Abmarsch von dort um 1^{3/4} Uhr nach dem Lokale des Hrn. Böttcher in Moisling. Nach Ankunft dortselbst: Ansprache des Genossen Theod. Schwarz. Hierauf: Concert auf dem Festplaz und in den verschiedenen Localen Moislings bis 7 Uhr Abends. Gesangvorträge (von 7 Liedertafeln.) Rückmarsch um 7^{1/2} Uhr mit Musik über Moislinger Baum bis zur Lachwehr-Mlee, woselbst Auflösung des Zuges.

Gewerkschaften und Vereine, welche sich am Ausfluge betheiligen wollen, werden ersucht, dies spätestens bis zum 23. April dem Genossen Stolle, Johannisstraße 50, mitzutheilen. Gewerkschaften, die noch keine Karten zum Vertrieb übernommen haben, werden ersucht, solche baldigst vom Genossen Pape zu entnehmen. Außerdem sind noch Karten à 20 Pfg. zu haben bei: A. Stolle, Johannisstraße 50; C. Wittfoot, Hürstraße 18; G. Kähler, Böttcherstraße 18; W. Menschel, Untertrave 53; G. Meyer, Klappenstraße 24a; F. Seeke, Lederstraße 3; J. Wulff, „Fuhrwerksstrug“, Beckergube 93, und in der Expedition des „Lübecker Volksbote“, Johannisstraße 50.

Die Karten sind sichtbar zu tragen.

Um recht rege Betheiligung ersucht

Das Comitee.

Wegen des um 2^{1/2} Uhr abgehenden Hamburger Schnellzuges wird der Abmarsch nicht, wie auf den Karten vermerkt, um 2 Uhr, sondern präcise 1^{3/4} Uhr stattfinden.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inserieren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu beziehen.

Fran Holden, Glockengießerstraße 52, zu ihrem 67. Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche.
H. K. H. u. H.

Zu verm. ein großes möbl. Zimmer mit Morgens Kaffe. Woche 2,50 Mt.
Schlüdenstraße 54 a, 1. Et.

Logis mit Verköstigung billig
Alststraße 39.

Logis zu vermieten Burchtreppe 5.

Zu mieten gesucht eine leere Stube für einen einzelnen Mann. Offerten unter T S an die Exped. d. Bl. erbeten

Gesucht eine Plätterin auf seine Wäsche für Donnerstags Näheres Glockengießerstr. 68.

Zu verk. ein guterh. Dürkopp-Fahrrad billig
Sitzstraße 115.

Ein sehr gut erhaltenes Fahrrad mit Postreifen billig zu verkaufen
Wielandstraße 78, 1. Et.

Ludw. Prösch, Buchbinder, Bedergrube 50, im Gartengebäude.

Einem werthen Publikum zeige ich hierdurch ergebenst an, daß ich Friedenstraße Nr. 1 ein Colonial-, Fettwaaren-, Obst-, Grünwaaren-, Brod- und Flaschenbier-Geschäft eröffnet habe.

Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, dem geehrten Publikum nur gute Waare zu liefern und bitte, mein Unternehmen freundlichst unterstützen zu wollen.

Achtungsvoll
S. Stoffer.

Brod
aus der St. Jürgen-Brodfabrik (Ewers) Commanbit-Gesellschaft beziehe ich nicht mehr.
Heinr. Cords, Engelwisch 35.



Prima Steinbutt Pfd. 1.20 Mt.
" Tafel-Bander " 0.65 "
" frische Schollen " 0.40 "
" leb. holst. Karpfen 1.00 "
" Gohle Rothzungen Pfd. 0.50 Mt.
frisch geflogte Nordsee-Krabben
empfehlen

J. C. H. Boy
Bedergrube 3.
Fernsprecher 115.

Prima Ochsen- u. Queenfleisch Pfd. 55 Pfg., Kalbf. 30, Schweinefl. 60 Pfg., sowie sämtliche Wurstwaren gut und billig.
M. Lahrz, Böttcherstraße.

Pa. Kalbfleisch Pfd. 30 Pfg.
Giefiges Schweinefl. Pfd. 60 Pfg.
Pa. Queenfleisch Pfd. 50 Pfg.
empfehlen

W. Strohfeldt
73 Glockengießerstraße 73

Da es für Jedermann nothwendig ist, mit dem Inhalt der

Reichsgesetze

bekannt zu sein, empfehlen wir:
Verfassung d. Deutschen Reiches 0,30 Mt.
Strafprozeßordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz 1,60 "
Eivilprozeßordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz, Einführungsgesetzen, Nebengesetzen und Ergänzungen 2,50 "
Gesetz betr. die Gewerbeverträge 0,50 "
Unfallversicherungsgesetz 2,- "
Krankenkassengesetz 1,20 "
Gewerbeordnung 2,00 "
Reichsgesetz betr. Abzahlungs-Geschäfte 1,- "
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nebst d. gebräuchlichsten Reichs-Gesetzen 1,- "
Zusatztitel- u. Altersversicherung der Arbeiter zum Handgebrauch für alle bei Ausführung des Gesetzes Beteiligten 0,25 "

Zu beziehen durch die Expedition des Lübecker Volksboten.

Kaufte durch Zufall einen großen Posten Damen- und Kinder-Stroh Hüte.

Da ich dieselben sehr billig einkaufte, so bin ich in der Lage, dieselben weit unterm realen Werth wieder abgeben zu können.

Garnirter Damenhut
schon von Mt. 1,25 an.

Tüll-Capotte

voll u. hübsch garnirt, schon von Mt. 1,40 an.

Tüll- und Stroh-Tocks
garnirt, schon von Mt. 1,50 an.

Garnirte Kinderhüte
schon von 40 Pfg. an.
Herren- und Knaben-Hüte
zu sehr billigen Preisen.
Anarbeiten älterer Hutgarnituren nach der neuesten Mode.

D. Wagner
25 Holstenstr. 25.

Bitte meine Schaufenster beachten zu wollen.

Bitte meine Schaufenster beachten zu wollen.

Bitte meine Schaufenster beachten zu wollen.

Bitte meine Schaufenster beachten zu wollen.

Schumann's Schuhwaaren-Lager

63 mittlere Hützstraße 63

empfehlen sein gut sortirtes Lager von sämtlichen Schuhwaaren zu äußerst billigen Preisen. Große Auswahl in pa. Handarbeit.

Billigste und dauerhafte Reparatur-Werkstatt.

Herrn-Sohlen und Absätze 2 Mt., Damen-Sohlen und Absätze 1,50 Mt., Kinder-Sohlen und Absätze von 75 Pfg. an. Jede andere Reparatur entsprechend billiger. Bestellung nach Maß zu Fabrikspreisen. Jede Reparatur sowie Bestellung wird auf Wunsch sofort ausgeführt.

Achtung Maurer!

Am Sonnabend den 23. April

findet eine

öffentl. Maurerversammlung

im Vereinshaus, Johannisstraße 50,

statt. Das Erscheinen aller Kameraden ist nothwendig.

Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht.

Der Einberufer.

Holstenstr. 17 Holstenstr. 17

Total-Ausverkauf!

Wegen vollständiger Aufgabe meiner

fertigen Herren- und Knaben-Garderoben

sowie

Arbeiter-sachen

lassen

sämtliche Paletots, Anzüge, Jacketts, Hosen und Westen zu jedem nur annehmbaren Preise ausverkauft werden.

Bei Einkauf eines Anzuges gebe ein Hut gratis!

S. Stillschweig

Lübeck

jetzt nur: Holstenstraße 17.

ff. Margarine, Pfd. 50 u. 60 Pfg. empfiehlt Frommhagen, Mühlenstraße 81.

Frische leichtgesalzene Flohmen per Pfd. 45 Pfg.

Gei. Schweinsbäcken ohne Knochen per Pfd. 40 Pfg. empfiehlt

Otto Steffen, Breitestraße 38.

Käse!

Prima Roquefort-Käse,
" Emmenth. Schweizerkäse,
" Bayrischen "
" Westpreussischen "
" Schweizer Kräuterkäse,
" Edamer Käse,
" Holländer Käse I,
" " II,
" " III,
" " IV,
" Tilsiter Vollfett-Käse,
" " Halbfett "
" " Mageren "
" Holsteinscher
" Wilster Marschkäse.

C. Krapp, Lübeck, obere Bahnhöf. 6.

NB. Obige Käseforten beziehe direkt aus den größten Käseereien des In- und Auslandes, bin daher im Stande, bei billigsten Preisen die besten Qualitäten zu liefern. D. O.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
Täglich frische Brodwurst
und Kopffleisch
empfehlen
Aug. Scheere,
Holstenstr. 27.
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Sensation

erregt unser Etablissement in dieser Saison durch seine Meisen-Auswahl und sabelhafte Billigkeit in Herren- und Knaben-Garderoben.

Um eine schnelle Räumung unserer enormen Vorräthe zu erzielen, verkaufen wir gegen baar zu Spottpreisen:

Herren-Paletots, alle Farb., Mt.	7,00 an.
Herren-Paletots, Cheviot, "	10,00 "
Herren-Paletots, v. n. Waach, "	16,00 "
Herren-Anzüge, halb. Stoffe "	7,00 "
Herren-Anzüge, Cheviot, "	10,50 "
Herren-Anzüge, Neheiten, "	14,00 "
Herren-Jacketts, gefittert, "	3,00 "
Herren-Hosen, unzähl. Muster "	1,50 "
Herren-Hosen, neuest. Streifen "	3,00 "
Jünglings-Anzüge, expr. St. "	4,50 "
Knaben-Anzüge, Partie, "	1,50 "
Knaben-Anzüge, Mod.-Jacou, "	3,00 "
Knaben-Hosen, kurz und lang "	0,60 "

Nachfahrer-Anzüge, Havelocks Mt. 11,00 an.
Einzelne Nachfahrer-Hosen spottbillig.

Welthaus Goldene 33

nur Breitestraße 33, eine Treppe.
Jeder Käufer erhält eine Kleiderbürste gratis:

Kein Laden.

Quartett-Verein „Amicitia“.

General-Versammlung

am Sonnabend den 23. April
Abends 8 1/2 Uhr
im Lokale des Herrn Schneider, Johannisstr. 26.
Tages-Ordnung:
Abrechnung Aenderung des Statuts, § 5,
Absatz 3. Ausflüg. Wahl. Vogel-schießen. Ver-
schiebenes.
Um zahlreiches Erscheinen bittet
Der Vorstand.

Vereinshaus.

Sonntag den 24. April:
Musik-Unterhaltung
(Harmonikum).

Speise-Halle Hansa

Mengstraße 24. (Mittagstisch v. 11 1/2-2 U.)
Sonnabend: Fruchtsuppe, gebratene Leber, Kar-
toffeln, Sauce, Rothbeeten.

Chronik auf das Jahr 1848.

23. April.

In Schleswig-Holstein entwickelte sich bei der Stadt Schleswig aus einer größeren preussischen Reconnoissance ein blutiges Gefecht, durch welches die Dänen aus ihren festen Stellungen auf dem Daneverk, dem uralten dänischen Grenzwall gegen die Deutschen, vertrieben wurden. Die Preussen besetzten den südlichen Theil der Stadt Schleswig. Die Verluste waren beiderseits ziemlich bedeutend. Eine energische Verfolgung der Dänen nach Schleswig hinaus vermied Wrangel, der wohl sehr gemessene Instructionen hatte, aus politischen Gründen.

Im Badischen rückte am 23., dem Ostermontag, Sigel auf Freiburg zu, um den dortigen Aufständischen Hilfe zu bringen. Sigel hatte ganz zweckmäßige Anordnungen getroffen und besonders das selbstständige Vorrücken einzelner Abtheilungen seiner Kolonne unterfragt. Struve jedoch ging eigenmächtig mit einer Abtheilung vor und wurde bei Hintersthal von der badischen Infanterie vollständig geschlagen. In wilder Flucht stürzte Alles davon und rief auch die unter Sigels Führung marschirenden Abtheilungen unaufhaltsam mit fort.

In Frankreich begannen am Ostermontag die Wahlen zur Nationalversammlung. Sämmtliche Parteien hatten eifrig gearbeitet, um die Bevölkerung in ihrem Sinne zu beeinflussen. Die Mehrheit gewann bei den Wahlen die gemäßigten Republikaner. Doch traten auch in die aus 900 Köpfen bestehende Versammlung etwa 130 Monarchisten der verschiedenen Richtungen ein. Eigentliche Arbeiterführer und Sozialisten wurden nur sehr wenige gewählt.

Aus Maß und Fern.

Das der Heirathsschwindel auch von dem weiblichen Geschlecht betrieben wird, bewies eine am Montag vor der 5. Strafkammer des Berliner Landgerichts I gegen eine Wittve Postmann verhandelte Anklage wegen Betruges. Die noch in den besten Jahren stehende Wittve hatte einen Einwohner, der sich eifrig um die Kunst bemühte und von ihr auch eine sehr wohlwollende Behandlung erfuhr, da ihr bekannt war, daß der junge Mann, dessen geistiger Horizont nicht gerade der weiteste war, eine kleine Summe ersparten Geldes hinter sich hatte. Der Verurtheilte glaubte, daß seine Persönlichkeit einen imponirenden Eindruck auf die Wittve gemacht habe, in Wahrheit kann diese aber auf Mittel und Wege, um sich in den Besitz der Spargelder zu setzen. Auch hier versagte ein Heirathsvorsprechen seine Kraft nicht, doch ging es diesmal von der weiblichen Seite aus. Die Angeklagte versprach dem jungen Manne wiederholt, daß sie seine Ehefrau werden würde und bewog ihn hierdurch, ihr nach und nach Geld in Höhe von über 200 Mk. zu geben. Erst zu spät gingen ihm die Augen auf. Wie eine Zeugin bekundete, hat die Angeklagte gar kein Fehl daraus gemacht, daß sie den jungen Mann nicht ausstehen konnte und es ihr nur darauf ankam, ihm so viel als möglich „abzukupfen“. Der Gerichtshof verurtheilte sie wegen dieser Bekundung einer „noblen“ Gefinnung zu 6 Wochen Gefängniß. — Ein ähnlicher Fall gelangte dieser Tage vor dem Landgericht Lübeck zur Verhandlung. Eine in Scheidungsklage stehende Frau betrog auf gleiche Weise einen Malter aus Elmshorn. Sie kam schlechter weg, indem sie zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt wurde.

Der Jude.

Deutsches Sittengemälde

aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von E. Spindler.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das muß eine herrliche Ehe werden“ lachte Dagobert. „Lieber Dhm, wählt nur ein recht frommes Schaf, das von Geburt an gewöhnt ist, mit Gebiß und Trense zu laufen, und allein keinen Schritt zu thun. Wie heißt der Glückliche, den Ihr der Sanftmüthigen zugehacht?“

„Dem Spötter nenne ich ihn jetzt nicht“, entgegnete der Prälat verlegt und hob durch sein Aufstehen die Tafel auf.

„Es ist auch gleichviel!“ versetzte Dagobert in obigem Tone: „Bedauerlich ist er, er heiße nun Adam wie der erste Mensch, oder Sylvester wie der letzte Tag im Jahre. Wohl bekomme ihm die Veränderung und der Hiebstand.“

„Unentzähllich!“ murmelte der Prälat zwischen den Zähnen. Gemäßigter aber fuhr er fort: „Ich habe noch einen Besuch zu machen, bei welchem ich Deiner Gegenwart entbehren muß, denn er gilt gerade Deiner Schwester. Es wird mich freuen, Dich bald wieder zu sehen, und in besserer Tracht.“

„Verlaßt Euch darauf,“ erwiderte der muntere Jüngling, nach dem Federhute greifend. „Im schwarzen Rock mit Gürtel, Krage und Kappe schaut Ihr mich nächstens wieder. Ich bin Euch gern gefällig, bin gern immer um Euch.“

„Ich glaub's,“ spöttelte der Dheim mit einem Seitenblick auf Fiorilla. „Du wirst aber erkennen, daß ich Dir keine Herberge unter meinem Dache antweisen kann, weil mir's die Sorge für dieser lieben Reichthocher Ehe unterfragt.“

„Freilich“, bestätigte Dagobert mit verstelltem Er; „Ihr müßt nicht halb so gewissenhaft sein, werth'her Dhm, als Ihr wirklich seid, um solches zuzugeben. Ich weiß

„Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben.“

Die „Berl. Btg.“ schreibt: „Eine Verlegung des Gottesdienstes wegen Störung durch Militärausfall wird uns aus Klein-Glienick (bei Potsdam) berichtet. Am letzten Sonntag wurde dort aus Schloß Glienick der 8jährige Geburtstag der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Leopold, Prinzessin Viktoria Margarethe, gefeiert. Zu diesem Zweck waren auch die Kapellen des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments aus Berlin und des Regiments der Garde du Corps aus Potsdam nach Schloß Glienick befohlen, um dort der Prinzessin eine Morgenmusik zu bringen. Es geschah grade, als in der unweit des Schlosses belegenen Klein-Glienicker Kapelle der Gottesdienst, den der bekannte Ortsgeistliche Pfarrer Rübendick abhielt, stattfand. Als nun plötzlich in das Gotteshaus hinein die lebhafteste Musik der Alexander drang, erklärte der Pfarrer von der Kanzel, daß er unter diesen Umständen, da die Gemeinde doch keine rechte Andacht haben könne, den Gottesdienst aufhebe, um ihn Abends 6 Uhr abzuhalten. Wie wir hören, ist es Pfarrer Rübendick schon einmal passiert, daß er nur mit großer Mühe den Gottesdienst zu Ende führen konnte, weil er durch Musik vom Schloßhofe her gestört wurde.“

Romisches am Abend. Folgendes niedliche Geschichtchen schreibt dem „Hann. Courier“ ein Kaufmann aus Sittensen: Kommt da ein kleines fünfjähriges Mädchen zu einem Kaufmann in Sittensen. „Kann ich wohl einen Pfund Syrup kriegen, von den besten?“ sagt die Kleine, einen braunen Milchtopf auf den Tresen stellend. „Ganz gern, mein Kind“, antwortet der Kaufmann, stellt den Topf auf die Waage und läßt aus seiner Kanne die süße Flüssigkeit hineinfließen. „So, mein Kind, hier hast Du ein Pfund Syrup, der kost 25 Pennen.“ Stumm sieht die Kleine den Mann an. „Du mußt 25 Pennen utgeben.“ Keine Antwort. „Heißt Mutter Di kein Geld mitgeben?“ „Ja!“ „Na, denn gib mir das man her!“ Schmunzelnd antwortet die Kleine: „Das Geld ist in'n Putt!“

Europäische Durstverhältnisse. In der Wiener „Arbeiter Zeitung“ lesen wir: Wie der Dämon Alkohol sich sein europäisches Heim eingerichtet hat, darüber giebt eine hübsche Statistik Aufschluß, die manches eingewurzelte Vorurtheil zerstört und manche Ueberraschung zu Tage fördert. Wer hätte zum Beispiel gedacht, daß die biedereren Dänen im Schnapskaufen einen von anderen Nationen auch nicht annähernd erreichten Weltrekord schlagen und fast zwei Mal soviel Spirituosen vertragen als die verhoffentlich russischen Bauern, nämlich per Kopf 26 Liter. Oder wer würde glauben, daß die Schweden, die doch allgemein als preisgekrönte Zecher gelten, in Wahrheit förmliche Verächter edlen alkoholhaltigen Rasses und Fanatiker der Mächtigkeit sind! Mit 11 Liter Bier, 0,4 Liter Wein und 4,8 Liter Alkohol begnügt sich der Durchschnittsschwede im Jahre, während der Normaldeutsche nicht unter 115 Liter Bier, 5,7 Liter Wein und 13,2 Liter Schnaps konsumirt. Die Deutschen rechtfertigen überhaupt den Ruf, in den sie weiland Cornelius Tacitus gebracht hat, so ziemlich, aber die Franzosen, die man doch für sehr nüchterne Herren hält, stehen ihnen

gar nicht nach. Sie trinken zwar wenig Bier — nur etwa 22 Liter, in Paris gar nur 11 Liter per Kopf, aber dafür stehen sie im Weinkonsum obenan, und wenn der Gallier nicht im Jahre wenigstens 103 Liter edlen Rebensaftes hinter die Binde gegossen hat, holt er den Rest in der Sylvesternacht noch rasch nach. Liqueure sind ihm fast ebenso sympathisch wie dem Deutschen, er verträgt ihrer nicht weniger als 12,42 Liter im Jahre. Die Franzosen scheinen aber den süßen Saff zu lieben, während die Deutschen fröhliche Kneipbrüder sind. Die Bewohner von Oesterreich-Ungarn wären wahrscheinlich ebenfalls nicht abgeneigt, sich mit Bordeaux und Burgunder so glücklich zu thun, wie die Franzosen, aber da sie arme Schinder sind, begnügen sie sich mit jährlich 44 Liter Bier und 22 Liter Wein. Nur im Schnaps leisten sie sich eine kleine Aufbesserung und konsumiren davon fast ebensoviele wie die besser situirten Deutschen, nämlich 12,45 Liter per Kopf. Bescheiden als Konsumenten drängen sie sich dafür als Steuerträger in sehr unbedeutenen Weise vor und leisten an Biersteuern so viel, daß sie nur das reiche und recht hierduselige England darin übertreffen kann. Der Engländer konsumirt an Bier im Durchschnitt jährlich 145 Liter, an Wein 1,7 Liter und an Schnaps 8,4 Liter. Immerhin eine respektable Leistung, und es scheint, daß die Bewegung der Mäßigkeitsvereine, die doch in Schweden den Alkohol fast ausgerottet hat, unter den Söhnen Großbritanniens wenig Profelyten macht. Gewaltige Bierkäufer sind die Belgier, die sich ihr physisches Wohlbehagen jährlich mit 169 Liter Gerstensaft erkaufen. Eine ganz exceptionelle Stellung unter allen Trinkern der Erde nehmen aber entschieden die Bayern ein, und zu ihnen scheinen sich die guten altdeutschen Traditionen gesüchlet zu haben. Der normalspurige Bayer verträgt 235 Liter Bier, aber das ist dem Münchener noch lange nicht genug. Der Bewohner der Harstadt vertilgt durchschnittlich die imposante Menge von 566 Liter Bier und leistet damit einen unerhörten Weltrekord. Der Frankfurter, der mit ihm um die Palme ringt, bringt es nur auf 428 Liter, der Nürnberger auf 321 Liter, der Berliner auf 160 Liter, der Wiener auf 145 Liter, der Moskauer auf 28 Liter und der Pariser gar auf 11 Liter. München verhält sich also zu Paris wie 566 Liter Bier zu 11 Liter Bier, aus welcher Berechnung man eine beliebige städtisch-psychologische Nuhanwendung ziehen mag. Wichtig wird sie ohnehin nicht sein, denn wer kennt sich aus mit den Trinkerlaunen und Trinkerseelen! — Wir wollen noch erwähnen, daß hinsichtlich des Bierkonsums Lübeck auch „nicht ohne“ ist. Hier werden pro Kopf der Bevölkerung 235 Liter Bier getrunken.

Der wüthende Herr Pfarrer. Dem Herrn Pfarrer von Stamsried in Bayern ist es gar unbehaglich zu Muth geworden, da eine seiner Predigten nachstenographirt und später gedruckt worden ist. Er hat daher folgenden Ukas erlassen: „Niemand darf in der Kirche eine Predigt oder einen sonstigen Vortrag eines Geistlichen stenographiren oder sonst aufschreiben, — wer das thut, wird aus der Kirche durch den Kirchenbueuer hinausgeschickt werden. Die Kirche ist kein Ort, wo solche

„Gleich tausend andern!“ kicherte Fiorilla vor sich hin, und fütterte den Sittich mit Honigbrod.“

Sechstes Kapitel.

O Johannes Haß!
Armer Dominus!
Seufzest Ach und Weh,
Armer Domine!
Wärst du doch daheim geblieben!
Dein Geleit war falsch geschrieben;
Ob's der Kaiser selbst verspricht,
Hält man's doch dem Kezer nicht.
Volkslied jener Zeit.

Die Kirchenversammlung zu Costniz, die größte, die jemals stattgefunden, zeigte sich bereits in ihrem Anbeginn glänzend und prachtvoll, obgleich das Oberhaupt des Reichs, Kaiser Sigismund, noch in Nachen verweilte, wo seine Krönung vor sich gegangen war. Der Antheil, den ganz Europa an diesem lang vorbereiteten Konzilium nahm, war unbeschreiblich und um so natürlicher, als Jedermann von der Nothwendigkeit einer ausgleichenden scheidrichterlichen Versammlung innig überzeugt war. Die lateinische Kirche, von tiefen Spaltungen zerrissen, zählte, statt eines Statthalters Christi, ihrer dreie, die einander, von feindlichen Parteien erwählt, erbittert gegenüber standen, und durch ihr Beispiel, wie durch ihren Bann, alle Eide und Pflichten locker machten, Christen gegen Christen aufreizten, und dem Sittenverfall der Priester müßig zusahen, theils weil sie die Verirrten durch sträfliche Nachsicht für ihre Zwecke zu gewinnen hofften, theils endlich, weil sie nicht besser waren, denn ihre Untergebenen. Dieses schon in die Länge dauernde Aergerniß, dieses empörende Schauspiel, das drei Alerpäpste der Welt gaben, mußte geendet werden, aber weder Johann XXIII., der arglistigste unter ihnen, noch der stolze Benedict XIII., der in Aragonien auf den Schutz des Königs trugte, noch der weit lenksamer, aber zum Werkzeug seiner Umgebungen herabgewürdigte Gregor XII waren zum gütlichen Vergleich, zu Entfugung und aufrichtiger Mitwirkung an dem Geschäft der Kirchen-

mich auch zu bescheiden. Ich verplaudere gern noch den ganzen lieben Tag mit meinem wunderlieblichen Wäschen, . . . weil Ihr denn doch zu Wallraden geht . . . aber die Sitte leidet's nicht . . . in Deutschland mindestens nicht . . . aber . . .“ hier schwieg er heimlich lächelnd plötzlich stille.

„Aber?“ fragte Fiorilla muthwillig. „Aber?“ wiederholte der Prälat neugierig.

„Aber, wollte ich sagen“, fuhr Dagobert fort — „das wird sich schon geben, wenn ich einmal die Kirchenfarbe trage. Darum will ich eilen, und den Schneider auf den Tod plagen, bis er meine Heiligkeit gefertigt hat, — den Freibrief, der in Euerm Hause mir das Deffnungsrecht verleiht. Gott befohlen, hochwürdiger Dhm! träumt von mir, liebe Wase!“

Lachend und plaudernd eilte Dagobert, von dem ungewohnten wälschen Weine aufgeregt, von dannen, und dachte unter der Thüre des Borgemachs das Herz seiner Begleiterin durch einen glühenden Händedruck zu versenden, aber indem rief des Prälaten befehlende Stimme: „Fiorilla!“ und mit einem leise geküßten „Adio!“ flog sie zurück.

„Welch einen Burschen hat mir der Bruder da gesendet!“ sprach der Prälat mit gefalteten Händen; „der schwacht wie ein Franzose, zudringlich und vorlaut, dabei feck und faßt und ist grob — ganz wie ein echter und rechter Deutscher.“

Fiorilla verlor kein Wörtlein, sie schmunzelte aber für sich; versäumte nicht unter dem Aufräumen, am Spiegel sich vorüberzudrehen, und strafte in Gedanken den Prälaten Lügen.

„Und der Fastnachtsnarr will Priester werden“, fuhr der Prälat fort.

„Er will nicht, aber er soll und muß,“ schaltete Fiorilla ein.

„Ganz recht, er soll!“ versetzte Monsignore: „Aber Gott behüte uns in Gnaden. Das wird ein Kirchenlicht abgeben, von dem einst der Heiland sagen wird: Besser wär's, es wäre niemals angezündet worden.“

Aufzeichnungen gestattet werden können, als wäre man in einem Versammlungstokale, wo politische Reden stenographirt zu werden pflegen." Wie muß es der Herr Pfarrer auf seiner Kanzel getrieben haben, daß er solche Angst vor der sinken Stenographie hat! Begreiflich wird der Was, wenn der „Nrn. Ang.“ berichtet, daß der Pfarrer in Predigt und bei der Beichte eifrig gegen den bösen Bauernbund loszieht.

Fatale Risse. Der Theaterplauderer des Wiener Fremdenblattes giebt in seiner dieswöchentlichen Chronik das folgende, nicht gerade sehr appetitliche Geschichtchen zum Besten: Die Mitglieder des Burgtheaters haben die Charwoche zu Gastspielen in der Provinz benutzt. Sie ernteten zumißt Beifall und Gewinn, allerdings blieben ihnen auch unangenehme Reise-Erfahrungen nicht erspart. Denn wie schwer es oft ist, als Gast in einem vollständig fremden Ensemble zu spielen und sich nach einer stichtigen Probe in die Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten der erbgeseffenen Schauspieler der betreffenden gästlichen Bühne zu finden. Fräulein Lou Brion weiß davon zu erzählen. Sie hat während der letzten Tage nicht nur in Triest, sondern auch in einer nördlichen, größeren Stadt Oesterreichs gastirt. In jener kunstbesessenen Stadt erfreut sich der jugendliche Liebhaber ganz besonderer Beliebtheit; namentlich die Damen sind vernarrt in ihn. Sein Spiel, sein Wort, ja der Hauch seines Mundes athmet Poesie, — so sagen die Damen, die im Parquet sitzen. Doch die Partnerinnen dieses klassischen Liebhabers, die den Hauch seines Mundes zu verspüren haben, fühlen nichts weniger dabei als Poesie. Auch Fräulein Brion nicht, die noch viele Liebesjahren mit diesem Partner zu proben hatte, bevor sie an ein Auftreten denken konnte. Doch der Dienst der Kunst verlangt Ueberwindung. Was thut man nicht Alles, um vor einem fremden Publikum zu gefallen? Sie bestellte also den unangenehmen Liebhaber zu sich in ihr Logis, um unter Anleitung des Regisseurs zu proben. Der Bühnenliebbling kam, — und Fräulein Brion empfing ihn an einem Tische, ausgestattet mit einer reichen Batterie von aromatischen Liqueuren und Cognac französischer und ungarischer Marke. Bevor der poetische Jüngling noch das Wort zur Begrüßung vollenden konnte, schnitt ihm Fräulein Brion die Rede mit der hastigen Frage ab: „Darf ich Ihnen, mein Herr, bevor wir beginnen, ein Glas Cognac offeriren?“ Sie werden mir gewiß keinen Korb geben!“ Und die Dame griff auch bereits nach der Flasche, um ihrem Spielpartner ein Gläschen einzuschütten. Doch dieser wehrte heftig ab und rief aus: „Ich bedauere sehr, mein Fräulein, ich darf um diese Zeit keinen Cognac nehmen, denn ich bekomme sofort Kopfschmerzen.“ „So nehmen Sie doch wenigstens ein Gläschen ungarischen Cognac, der ist so leicht und aromatisch und wird Ihnen gewiß nichts thun,“ betheuerte die arme Lou Brion, den Kopf leicht abgewendet mit gerabezu besorgter Miene. „Dann kann ich absolut nicht proben!“ erwiderte der empfindsame Liebhaber, „denn ich darf Vormittags absolut keinerlei geistige Getränke zu mir nehmen.“ „Auch nicht einmal ein leichtes Gläschen Anis,“ fragte die unglückliche Schauspielerin, die Flasche bereithaltend, mit allem Entsetzen der Verzweiflung. „Nein, mein Fräulein, es ist mir wirklich ganz unmöglich.“ lautete die resignirte Antwort des zartbesaiteten Künstlers. „Nun, dann nehmen Sie doch um Gotteswillen wenigstens dieses — Doppel-Selzerminzbonbon und zerbeißen Sie es recht fest“, erwiderte nun Fräulein Brion in fast befehlendem Tone. Und während sie diese Worte sprach, griff die Dame nach ihrem Riddicule, wo sie die besagten wohlthätigen Bonbons wußte und hatte

schon im nächsten Moment zwei Stück in den Mund ihres Partners geschoben. Dann konnte die Probe beginnen. Sie hatte guten Erfolg, denn die Liebesjahren des Fräulein Lou Brion mit diesem Liebhaber erregten großen Beifall, und als die Dame ihrer Rolle gemäß diesen Liebhaber umarmte und küßte, da gab es anhaltenden, stürmischen Applaus. Die Leute waren entzückt und die Damen riefen auch den Liebhaber allein. Sie schienen die Gastin förmlich zu beneiden, daß sie diesen idealen Schauspieler küssen durfte. Und sie war — wie wir wissen — gar nicht zu beneiden.

Von einem Insektenstich wird der Meteorologischen Zeitschrift unterm 17. Februar d. J. jetzt aus Traß (Steiermark) berichtet: Nachdem am 16. Februar ein Föhn die Schneedecke im Laufe des Tages fast gänzlich bis etwa 1000 Meter „weggesankt“ hatte, stellte sich in der Nacht reichlicher Schneefall ein. Am nächsten Morgen bot die Schneedecke den merkwürdigen Anblick, daß sie von zahlreichen lebenden Insekten, vermuthlich im Larvenzustande, besetzt war. Der Insektenfall dauerte am Morgen noch an. Die Weibchen waren 2—3 cm lang, von laffebrauner Farbe, etwa 4 Millimeter breit und von gegliederter Körperbau. Sie trugen ein Paar Extremitätenstummel und waren mit kräftigen Kauwerkzeugen versehen. Ihre Oberfläche war eigenartig sammtähnlich. Ein ähnlicher Insektenfall soll, wie der Meteorologischen Zeitschrift geschrieben wird, mit Schnee vergesellschaftet, zur gleichen Zeit in Zwischenwässern (Krain) beobachtet worden sein.

Eine offene Sprache führt die französische Presse bei der Kritik der Justizzustände. So erwähnt die „Petite Rep.“ in ihrer neuesten Nummer die Verurtheilung des ehemaligen Maires von Carmaux, des Sozialisten Calvignac, durch das Tribunal von Albi, und erklärt diese dadurch, daß Calvignac verurtheilt werden mußte, weil die Prothgeber der Richter es so wollten. Seit dem Streik der Glasarbeiter, meint die „Petite Rep.“, fragen die drei Säue, welche im Justizpalast von Albi grunzen, die Angeklagten nicht mehr nach Ihrer Vergangenheit und nach den ihnen zur Last gelegten Thaten. Sie legen ihnen einfach die Fragen vor: Sind Sie aus Carmaux? Glasarbeiter? Grubenarbeiter? Sind Sie in der Gewerkschaft? Auf eine bejahende Antwort hin erkennen sie auf das Strafmaximum. Gewiß werden unsere Leser mit einem nachsichtigen Achselzucken sagen: „Die Richter im Allgemeinen sind stinkende Lumpenkerle; jene von Albi im Besonderen würden sogar einer Abortgrube zur Schande gereichen.“ — Wenn unter der deutschen „Pressefreiheit“ ein deutsches Blatt von gewissen Richtern in ähnlicher Tonart spräche, die ganze „Justiz“ würde aus den Tälern fahren und der Staatsanwalt den Verbrecher höchst eigenhändig vor die Schranken zerren. Aber natürlich, in Deutschland giebt es ja auch keinen Anlaß, an der Unparteilichkeit einzelner Richter zu zweifeln.

Am das Ende des letzten Kaperschliffes in den europäischen Gewässern, des berüchtigten Südstaatenschiffs „Alabama“ zu erinnern dürfte angesichts des bevorstehenden Seekrieges zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika angezeigt sein. Die „Alabama“, die sich damals gerade im Hafen von Cherbourg befand, hatte zum 19. Juni 1864 die Herausforderung der ihr folgenden Unionskorvette „Kearsage“ angenommen. Vormittags halb 10 Uhr setzte sich die „Alabama“ geschicklich in Bewegung und ging von der Rhebe hinaus in die offene See. Ganz Cherbourg war

am Strande; Hafen, Molen und alle Höhen waren voll von Menschen. Als die „Alabama“ die konföderirte Flagge hiszte und eine Kanonensalve löste, brach, einem Berichte der Pariser „France“ zufolge, ein unermeßlicher Jubel aus, denn die Stimmung des französischen Volkes war damals offenbar für den Süden. Nach 10 Uhr war die „Alabama“ neun Seemeilen von Cherbourg, also in der neutralen Zone angelangt und dampfte entschlossen auf die „Kearsage“ los in der unverkennbaren Absicht, die Korvette zu entern. Der Unionsdampfer erkannte das Manöver und wich, auf seine überlegene Bestückung mehr vertrauend, dem Nahkampfe aus. Die „Kearsage“ hatte 22, die „Alabama“ nur 16 Geschütze an Bord. Es begann sodann eine heftige, etwa anderthalb Stunden dauernde Kanonade, bis die „Alabama“ einen Schuß quer durch den Kessel erhielt, der ihre Maschine dienstunfähig machte. Sie setzte Segel bei, um wieder französisches Gewässer erreichen zu können, indes die Waise war zu schwach, das Schiff kam nicht von der Stelle. Unter dessen verdoppelte die „Kearsage“ ihr Feuer und zerschmetterte dem Kaperschliff den Backbord auf eine Länge von 12 Fuß gerade auf dem Wasserspiegel, so daß die Fluth in den Raum schoß und das Schiff allmählich sank. Ein Theil der Mannschaft, darunter der verwundete Kapitän Semmes der „Alabama“, wurde von einer englischen Dampfschacht gerettet, der Rest von der „Kearsage“ aufgefischt und gefangen genommen. Von der 153 Mann starken Mannschaft der „Alabama“ waren sechs Mann getödtet, 1 Offizier und 1 Mann ertrunken und 16 Mann verwundet. Die fast gleich starke Besatzung der „Kearsage“ zählte nur 3 Verwundete. Jedes Schiff hatte während des Kampfes 130 Kanonenschüsse abgegeben. Uebrigens hatte die „Alabama“, ein sehr schnell fahrendes Schiff, bis zu ihrem Kampfe mit der „Kearsage“ sich nur an unbewaffnete Kauffahrteischiffe herangewagt; um sich möglichst wenig bemerkbar zu machen, war der Kaper vom Kiel bis zu den höchsten Mastspitzen schwarz angestrichen. Unions Kriegsdampfer hatten schon seit langem auf das Kaperschliff, das dem amerikanischen Handel unermeßlichen Schaden zugefügt hatte, vergeblich Jagd gemacht.

Ein Spezialist auf dem Gebiete des Schwindels ist der beschäftigungslose Karl Krewa Freundlich, der am Sonnabend wegen wiederholten verführten und vollendeten Betruges vor der 1. Strafkammer des Berliner Landgerichts stand. Bei den wiederholten Vorstrafen, die er erlitten, hat es sich immer um den nämlichen Schwindel gehandelt, den er mit seltener Ausdauer und Dreistigkeit ausführt. Er betritt irgend ein Detailgeschäft, um einen geringfügigen Gegenstand zu kaufen und legt dann ein Zwanzigmarsstück vor sich auf den Ladentisch mit dem Bemerkten, daß er kleineres Geld nicht bei sich führe. Während der Verkäufer Geld aus der Ladentasse herausnimmt und auf den Tisch zählt, fällt dem Angeklagten gewöhnlich noch eine Kleinigkeit ein, die er kaufen möchte. Wenn sich dann der Verkäufer abwendet, um das Gewünschte zu holen, steckt der Angeklagte sein Zwanzigmarsstück schleunigst wieder ein und sucht dann den Verkäufer mit großer Unverschämtheit zu dupiren und ihm einzureden, daß er das Goldstück bereits in die Kasse gethan habe. Neuerdings ist ihm dies Kunststück wieder in einzelnen Fällen gelungen, in einer Reihe anderer Fälle ist es beim Versuch geblieben, da die betr. Verkäufer sich nicht irre machen ließen. Der Gerichtshof verurtheilte den Betrüger zu fünf Jahren Zuchthaus und 1350 Mark Geldstrafe event noch 30 Tagen Zuchthaus.

verbesserung zu bewegen. Am lautesten eiferte das deutsche Volk gegen den chaotischen Unfug und Mißbrauch, der die Kirche zum Schauplatz hirnloser Gebräuche und zur Abfallbude machte; aber diese laute Mißbilligung vermochte es nicht, den Kaiser aus seiner Apathie zu wecken. Den dringenden Vorspiegelungen der Franzosen war es vorbehalten, seine Theilnahmslosigkeit in den brennendsten Eifer zu verwandeln. Verschiedene große Begebenheiten, die gewöhnlichen Vorläufer von wichtigern, spornten endlich seine Thätigkeit: Hussens Antriebe und kühne Eingriffe in Böhmen, der Dämanen heronsutendes Nomadenreich, aus dessen Zelten die wankenden Trümmer des Griechenreichs kaum noch hervorsahen. — Mit den unerhörtesten Anstrengungen, mit persönlichen Aufopferungen, die einem Kaiser deutscher Nation wohl so eigentlich nicht ziemten, aber in den Ansichten Sigismunds ihre Wurzel fanden, brachte derselbe endlich mit Zustimmung Johannes XXIII. die ersehnte Kirchenversammlung zu Stande, und vereinte zu Costniz die englische, italienische, französische und deutsche Nation zu allgemeiner Berathung. Der Papst Johannes, auf die Gültigkeit seiner Wahl sich stützend, erschien selbst auf dem Konzilium. Ausgezeichnete Fürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge schlossen sich an die ungeheure Zahl von Geistlichen aller Würden, von Doktoren und Meistern der freien Künste, der Volksmenge nicht zu gedenken, die Schaulust und Gewinnsucht herbeiführte. Mit gespannter Aufmerksamkeit wartete man auf den Kaiser, der die großen Sitzungen in Person eröffnen sollte, und da sich seine Ankunft von Woche zu Woche verzögerte, so suchte die Neugierde ihre Nahrung an anderen Gegenständen.

Ein Mann war es besonders, der die Augen des Volkes auf sich zog, bekleidete ihn auch weder Diare noch Hermelin, wohnte er gleich in keinem Palaste. Dieser Mann war Niemand anders, als der furchtlose Böhme, Johannes Hus, der Prediger einer neuen Lehre, welcher dem kaiserlichen Worte und dem des Papstes vertrauend, sonder Scheu sich zu Costniz eingefunden hatte, seinen

Glauben vor den Gottesgelahrten aller Nationen zu vertheidigen. Die frommgläubigen Costnizer hatten ihn zwar mit gemischten Empfindungen aufgenommen, da ihm der Ruf eines Ketzers voraus ging, aber der Hauber des kaiserlichen Geleitbriefes hatte ihn bisher vor jeder Unbill geschützt, und seine schlichte Tugend ihm am Ende die Herzen der Redlichen gewonnen. Wenn er sein Haus verließ, grüßten ihn die Bürger freundlich, die Kinder hingen sich an seine Hand und horchten aufmerksam auf seine Rede, wurde sie gleich in ungelentem Deutsch gegeben.

Diese Anhänglichkeit, die sich so unumwunden zu äußern begann, wirkte widrig auf die Feinde des böhmischen Predigers, und vermochte sie, die fortdauernde Abwesenheit des Kaisers zu benutzen, und ihrer Nachsicht den Bügel zu nehmen, damit sie den ersten entscheidenden Schritt thue. Die Vorbereitungen zu demselben konnten nicht so heimlich gemacht werden, daß nicht die Ahnung davon nach außen gedrungen wäre. Hussens Freunde, seine von dem König Wenzesla ihm mitgegebenen Wächter, die Edlen von Chlum und Lanzenbrock wurden gewarnt, er selbst wurde ermahnt, auf seiner Hut zu sein, aber sein unbegrenztes Vertrauen auf Gott und Fürstentwort, — ein Bürgen seines großen Herzens, — ließ ihn alle gutgemeinten Winke zu seiner Rettung übersehen. Furchtlos, wie sonst, wandelte er zu den Berhören, die von mehreren mit der Untersuchung seiner Glaubenslehren beauftragten Kardinalen gegen ihn eingeleitet worden waren, und er ahnte garnicht, daß auf einem dieser Gänge das Unglück schon riesengroß auf ihn einschreiten würde.

Der achtundzwanzigste November war ein heiterer Tag. Papst Johann, von einer geringen Unpäßlichkeit genesen, saß am halb geöffneten Fenster seiner Wohnung, um die sanft erwärmenden Strahlen der scheidenden Mittagssonne zu genießen. Vor ihm stand Herzog Friedrich von Oesterreich in eifrigem Gespräch begriffen. Sein Auge bligte, und die Rechte ruhte mit stolzem Bewußtsein auf der Brust.

„Meine Quellen lügen nicht,“ sprach er heftig: „Wenn ich Aufpaffer anstelle, so zahle ich königlich, und mir dient man besser, als dem Kaiser, der immer nur das Geld vonnöthen hat. Ew. Heiligkeit mag mir glauben auf Fürstentheur, . . . sie vollführen's, ist's heute nicht, so ist es morgen gewiß.“

Der Papst wiegte bedächtig das Haupt hin und her, schob das Fenster zu und trat dann vertraulich zu dem Herzog.

„Laßt, lieber Sohn, die Schranken der Förmlichkeit zwischen uns fallen;“ sagte er mit so anmuthiger Miene, als sie sein finsternes Gesicht nur zuließ: „Ihr gebt demnach den Fuß verloren?“

„Unwiederbringlich,“ erwiderte der Herzog, „die Kardinalen sind darüber einverstanden, glaubt mir's.“

„Hm!“ meinte Johann: „im Grunde ist wohl an dem Heresiarchen nichts gelegen. Der Fanatiker predigt eine Kirchenverbesserung, wo beinahe keine nöthig ist. So lange wir — das sichtbare Oberhaupt der Christenheit — diese Nothwendigkeit nicht einsehen, soll auch ein gemeiner böhmischer Pfaffe das Maul nicht unnütz aufthun.“

„Vergeht, heil. Vater;“ antwortete der Herzog: „nothwendig ist ein Umguß allerdings, doch ist er nicht bequem. Da steckt der Knoten.“

„Laßt das,“ verjegte der Papst achselzuckend, „wenn aber der Böhme ergriffen und gerichtet werden wird, wie steht es dann mit des Kaisers, wie mit unserem Wort, welches wir ihm gaben auf seine Unverletzbarkeit?“

„Mit Sigismunds Wort steht es schlecht wie immer,“ erwiderte Friedrich spöttisch: „Den Luxemburger kümmert ein Treubruch nicht, er ist aus einem Geschlecht, das an Geld stets Mangel, aber an leeren Eiden immer Ueberfluß hat. — Euer Wort könnt Ihr salbiren, wenn Ihr gegen das Verfahren Euch verwahrt, von dem Ihr ohnehin nichts gewußt.“

(Fortsetzung folgt.)